

K O N S A L I K

*Die  
Liebenden  
von Sotschi*

R O M A N

EDITION  
KONSALIK



KONSALIK

*Die  
Liebenden  
von Sotschi*

ROMAN

EDITION  
KONSALIK



Heinz G. Konsalik

# Die Liebenden von Sotschi

Roman



# ZUM GELEIT

Der Kampf der Geheimdienste gegeneinander, dieser lautlose Krieg im Verborgenen, hat Generationen von Schriftstellern angeregt, spannende und aktionsgeladene Romane zu schreiben. Die größten Erfolge der Filmindustrie und der Fernsehanstalten waren und sind immer wieder die Spionagefilme in den abenteuerlichsten Versionen. Ob »Ninotschka« oder »007« - um zwei völlig unterschiedliche Agentenfilme zu nennen - immer war da die Faszination des geheimen Kampfes mit allen Mitteln und unter Einsatz einer hochgradigen Intelligenz, die bei aller Gnadenlosigkeit doch Bewunderung hervorrief.

Ab und zu dringt Erstaunliches aus der Welt der Geheimdienste auch an die Öffentlichkeit. Der »Fall Guillaume«, der sogar einen Kanzler stürzte, ist nur ein Paradebeispiel dafür. Die »Dienste« der ehemaligen DDR, Israels, des CIA, des BND, des »Deuxième Bureau« und des britischen Intelligence Service sind mittlerweile jedem bekannt - sie alle aber werden übertroffen vom sowjetischen Geheimdienst, der in seinen Anfängen Tscheka hieß, dann GPU, NKWD und jetzt KGB. Und noch geheimer ist SMERSCH, der Geheimdienst der Roten Armee, eine Gruppe ausgewählter Agenten, die nicht nur Informationen sammelt, sondern die auch - im Gegensatz zu den anderen Spionageorganisationen - aktiv eingriff mit Sabotagen, Entführungen und, wenn es sein musste, auch Mord. Das KGB ist auch heute noch eine Macht im

sowjetischen Staat. Daran ändern Glasnost und Perestroika nichts ... Der Krieg im Dunkeln geht weiter. Er gehört zum politischen Alltag, ohne einen Geheimdienst kann heute keine Großmacht mehr bestehen. Darüber muss man sich klar sein: Auch der beste Freund hat Geheimnisse, die erforschenswert sind. Nicht nur auf politischem oder militärischem Gebiet sind die Agenten tätig ... von größter Wichtigkeit ist die Industriespionage. Ob dort an einem Stahl experimentiert wird, den keine Granate mehr durchdringt, ob ein neues Nachtzielgerät entwickelt wird, eine neue Handfeuerrakete oder ein neuer Treibstoff, winzige Mikro-Chips oder Laserstrahlkanonen, mit denen man das Weltall beherrschen kann ... das alles ist oder kann viel wichtiger sein als die Kenntnis, welche Divisionen hier und dort stehen, wie ihre Bewaffnung ist und die Moral der Truppe.

Hier und da hört man in den Medien, dass in dieser oder jener Firma ein leitender Angestellter, der Zugriff zu geheimen Entwicklungsplänen hatte, als Spion enttarnt worden ist. Die meisten Menschen lesen darüber hinweg, weil es nicht eine so spektakuläre Verfolgungsjagd mit allen technischen Tricks ist, wie sie es auf dem Bildschirm oder im Kino sehen. Ein Spionage-Thriller - da muss es knallen, da müssen Autos explodieren, da ist die Maschinenpistole unterm Mantel ein Muss, da muss der große Held einfach alles können, vom Hubschrauberfliegen bis zum Tiefseetauchen, vom U-Boot-Fahren bis zum Drachensegeln ... Für einen richtigen Geheimagenten gibt es keine Hindernisse, die er nicht überwinden kann. Die Wahrheit ist viel ruhiger, viel nüchterner, für einen Agentenfan geradezu erschreckend langweilig. Da arbeitet ein Spion in einem großen Elektrokonzern wie Tausend andere Arbeitnehmer des Werkes, er ist ein stiller, fleißiger Mann, auf den man sich verlassen kann, seit Jahren sitzt er unauffällig in seiner Abteilung, hat eine Ehefrau und zwei

Kinder, hat sich vom Ersparten und mit Hilfe der Bausparkasse ein Reihenhaus gekauft, fährt im Urlaub nach Mallorca oder nach Norderney, radelt sonntags mit der ganzen Familie über Land, ist ein lieber, immer hilfsbereiter Nachbar, Mitglied im Kegelclub, im Gesangverein, im Kirchenvorstand; bei Betriebsfesten spielt er Elektrogitarre, und sein Schwager sitzt am Schlagzeug, seine Frau hat ein nettes Damenkränzchen um sich versammelt, und am Vatertag zieht er mit den anderen Freunden los und kommt betrunken nach Hause. Ein Kumpel schlechthin. Aber seit neun Jahren meldet er seinem Führungsoffizier jede Neuerung, die im Werk entwickelt wird. In den Akten des Geheimdienstes wird er unter dem Decknamen »Ewald« geführt. Und wenn nicht ein ganz dummer Zufall ihn enttarnt, wird er mit 65 Jahren in Pension gehen ... nach zwanzig Jahren Betriebszugehörigkeit und zwanzig Jahren unerkannter Spionage. Ein anonymes, stinknormales Leben ... gibt das Stoff her für einen spannenden Spionageroman? Wo sind hier die Verfolgungsjagden? Wo die bleidurchsiebten Toten? Wo das James-Bond-Abenteuer? *Das* soll ein Geheimdienstmann sein? Einer, der am Sommerabend seinen Garten sprengt und sich an den Sonnenblumen freut? Das darf doch nicht wahr sein! Jedes Leben, auch das Ihre, liebe Leser, ist im Grunde genommen ein Roman, ist ein Schicksal, das hineinspielt auch in das Schicksal anderer Menschen, in den Alltag, in die Umgebung, in die Zukunft. Jedes Leben ist eine kleine eigene Welt, die man sich aufgebaut hat, nachdem man in sie hineingesetzt wurde. Es gibt kein langweiliges, uninteressantes Leben, auch wenn jemand 50 Jahre lang an einem Federautomaten stand und Federn stanzte. Sein Umfeld, die kleinen und großen Erlebnisse in seinem persönlichen Reich, die Freuden und Leiden, die Heiterkeit und die Trauer, die Liebe und die Entsagung, alles hat in sich eine Dramatik, aus der man einen Roman machen könnte. »Die Liebenden



von Sotschi« erleben ihr Schicksal in einer Zeit, in der noch der »Kalte Krieg« die Politik und das Misstrauen die beiden Blöcke Ost und West beherrschten. Der Roman berichtet vom verbissenen Kampf der Geheimdienste KGB und CIA und KGB und BND. Er berichtet von einer großen Liebe, die zunächst genau geplant war, geboren aus einem eiskalten Kalkül und eröffnet mit einem Paukenschlag, der für eine kurze Zeit die Weltöffentlichkeit in Spannung versetzte. Doch dann breitet sich Schweigen aus, ein Gewitter mit Donner und Blitz ist vorbeigezogen, nun ist der Himmel wieder klar, der Alltag ist wieder da. Glaubt man ... und man weiß nicht, dass man einen Maulwurf im Garten der Geheimdienste vergraben hat. Aber der Mensch ist ein merkwürdiges, schlecht berechenbares Wesen, nicht nur abhängig von seinem Pflichtgefühl, sondern vor allem abhängig von seinem innersten Gefühl. Man mag sich das Ziel gesetzt haben, seine übernommene Aufgabe ohne die geringste Seelenlast durchzuführen, nur dem Interesse der Sache zu dienen - der Blick einer Frau, das Streicheln ihrer Hände, ein zärtliches Wort, ein Entgegenkommen ihrer Lippen, die Hingabe ihres Leibes, die Wärme ihrer Umarmung können einen Menschen verwandeln, als habe ein Zauberstab ihn berührt. Was nur als Mittel zum Zweck geplant war, wird nun zum Inhalt eines Lebens, das eigentlich kein Eigenleben mehr haben durfte. Aus einem Herzlosen wird ein einziges großes, liebendes Herz. In »Die Liebenden von Sotschi« vollzieht sich dieses Wunder der Liebe, dieser Zauber des Sichhingebens in einer dramatischen Form, die das Schicksal und die gegnerischen Seiten Ost und West herausfordert. Ganz unbeachtet von der Umwelt beginnt ein gnadenloser Krieg der Geheimdienste, in dem alle Mittel recht sind, werden die Liebenden gehetzt wie Freiwild, auch wenn die gestellte Aufgabe jetzt völlig gleichgültig und unwichtig ist. Für den KGB ist ein Verräter, auch wenn er aus Liebe handelte, ein Mann des Todes ... für den CIA ist der



Verratende als Agent ebenfalls unwichtig geworden, aber es geht um die »Ehre«, ein gegebenes Wort zu halten und vor allem stärker zu sein als der Gegner.

Es ist eine Mühle, in der zwei Menschen zermahlen werden sollen. Das wäre auch gelungen, wenn nicht eine noch stärkere Kraft dagegen gewirkt hätte: Die Liebe. Dieses Urgefühl im Menschen kann Wunder wirken, vor allem aber die Kraft wecken, gemeinsam das durchzustehen, was eigentlich nicht zu bewältigen ist. Ich habe »Die Liebenden von Sotschi« nicht nur deshalb geschrieben, weil es um einen großen Spionagefall geht, sondern auch wegen der Menschlichkeit in einem sonst menschenverachtenden Metier.

Zwei Menschen gegen den Rest der Welt – das mag großspurig klingen, übersteigert, trivial – in Wahrheit ist es ein Lebensschicksal, das plötzlich aufleuchtet und unseren Lebensraum erhellt.

Es ist keine Weisheit, wir wissen es alle: Das Leben ist voll von Überraschungen ... und wäre wertlos ohne Liebe.

*Im Januar 1991*

*Heinz G. Konsalik*

# DIE LIEBENDEN VON SOTSCHI

Sie saß zum ersten Mal auf einem Maulesel und wusste nicht zu sagen, weshalb sie sich eigentlich in den harten, zerschissenen Ledersattel hatte heben lassen. Die anderen Mitglieder der Reisegesellschaft hatten die Maulesel mit großem Hallo begrüßt, und plötzlich stand so ein geduldiges Tier auch vor ihr, und ein freundlich lächelnder Mann sagte in gebrochenem Deutsch: »*Gospoda*, auch reiten?« Sie hatte kaum genickt, da fühlte sie sich schon hochgestemmt, und nun hockte sie auf dem leicht bebenden Rücken.

Sie nahm die Lederzügel, mit denen sie nichts anzufangen wusste, in die Hände und kam sich reichlich dumm vor. Das Stimmengewirr um sie herum klang in ihren Ohren wie das kreischende Gesumm übergroßer Bienen. Gleich trotten wir durch die Landschaft, dachte sie, Esel hinter Esel, und wiegen uns in dem Hochgefühl, reiten zu können! Wie kindisch man doch werden kann. Es wäre besser gewesen, im Hotel zu bleiben, auf dem Balkon zu liegen und über das Meer zu blicken. So hatte sie es schon seit zwei Wochen gehalten, hatte sich abgesondert, sich verkrochen, immer wie auf der Suche nach sich selbst. Dieser Ausflug zu den staatlichen Teeplantagen von Dagomys war ein Fehler gewesen; das Lachen der Menschen tat ihr fast körperlich weh.

Sie sah sich um und überlegte, ob sie nicht absteigen und auf diesen dummen Touristenritt verzichten sollte. Aber dazu war es schon zu spät. Die Kolonne setzte sich in Bewegung, voraus ritt ein Führer in der Tracht der Krasnodarer Bauern. Ein paar Frauen kreischten auf, als ihre Tiere sich plötzlich ruckartig bewegten; ein dicker Mann, der ihr durch seine albernen Witze schon im Bus aufgefallen war, schrie mit rotem Kopf: »Kinder, den richtigen Schenkeldruck nicht vergessen!«, und dann trabte auch ihr Maulesel los und reihte sich in die Kolonne ein.

Sie ritten auf schmalen, buschgesäumten Wegen durch die weiten grünen Teefelder und kamen bald in einen herrlichen Hochwald, der mit kleinen funkelnden Seen durchsetzt war. Dem Dicken, vier Esel vor ihr, war nach Singen zumute, er schrie: »Alle: Warum ist es am Rhein so schön ... Drei, vier ...« - aber keiner stimmte ein. Jetzt führte der Weg abwärts; die Maulesel fielen in eine schnellere Gangart, es wurde fast ein leichter Galopp, die Frauen juchzten, auch sie hatte Mühe, sich gerade im Sattel zu halten.

An einer Biegung des Weges geschah es: Ein großer, schlanker Mann kippte von seinem Reittier, rollte über den Weg und blieb seitlich an einem Busch liegen, als sei er vom Sturz betäubt. Der Dicke brüllte: »Das Ganze halt!«, ein paar Frauen riefen »Stopp!«, aber da das Leittier weitertrabte, folgten die anderen unbeirrt.

Ihr Maulesel jedoch blieb mit einem Ruck stehen. Die drei Touristen, die noch hinter ihr waren, trabten, mit den Armen fuchtelnd, an ihr vorbei; auch sie brüllten völlig umsonst: »Halt! Halt!«

»Ich werde mich um ihn kümmern!«, rief sie ihnen nach.  
»Ich warte hier.«

Vorsichtig stieg sie ab. Das Tier stand unbeweglich wie ein Denkmal und machte keine Schwierigkeiten. Der Mann lag noch immer vor dem Busch auf dem Rücken, hatte die Beine angezogen und tastete sie mit beiden Händen ab. Sein Esel stand mit hängendem Kopf daneben.

»*Karascho!*«, sagte der Mann mit etwas bemühtem Lächeln, als sie sich über ihn beugte. Er fuhr mit den Fingern durch seine blonden Haare und stemmte sich dann zum Sitzen hoch. Sie half ihm, indem sie seinen Rücken stützte. »*Prastiti! Iswiniti sa bispakoistwa ...*«

»Ich kann kein Russisch.« Sie kniete sich neben ihn und blickte an ihm herunter. Er schien nirgendwo zu bluten. »Aber Englisch oder auch Französisch.«

»Verzeihung«, wiederholte er, auf deutsch. Er sprach weiter, fast fehlerfrei, nur mit etwas harter Betonung. »Ich sagte: Entschuldigen Sie die Störung ...« Sein Lächeln verstärkte sich. Er hat graue Augen, dachte sie verblüfft. Blonde Haare und graue Augen! Ich habe gar nicht gewusst, dass es graue Augen gibt. Eine merkwürdige Irisfarbe ... unergründlich, undurchsichtig.

»Sie haben einen gefährlich aussehenden Sturz getan«, sagte sie. »Sie haben sich mindestens dreimal überkugelt.«

»Ich habe mich abgerollt.« Er legte die Hände auf seine ausgestreckten Beine und lachte in jungenhaftem Ton. »Das habe ich oft geübt. Bei der Ausbildung zum Fallschirmjäger. Ist das nicht ein Witz?! Da hat man gelernt, aus etlichen tausend Metern Höhe ins Nichts zu springen, aber hier auf der Erde fällt man von einem Esel wie ein Sack!«

Er machte im Sitzen eine kleine Verbeugung. »*Minja sawut Boris Alexandrowitsch Bubrow.*«

Er brauchte das nicht zu übersetzen: sie nickte und antwortete: »Ich heiße Irene Walther.«

»Irina, ein schöner Name! Meine Großmutter hieß Irina, eine großartige Frau. Ich werde sie nie vergessen.«

Der in diesem Augenblick sicher überflüssige Satz machte sie offenbar beide etwas verlegen. »Haben Sie sich verletzt?«, fragte sie, lauter als sie wollte.

»Ich weiß nicht. Arme und Beine sind noch dran. Nur im linken Knöchel sticht und hämmert es, wenn ich den Fuß etwas drehe.«

»Lassen Sie mich einmal sehen?« Sie beugte sich über seinen Fuß. »Ich bin Ärztin.«

»Welch ein Glück ich habe!« Bubrow streifte das Hosenbein hoch. Er trug weiße dünne Baumwollstrümpfe und elegante, schmal geschnittene, cremefarbene Schuhe, die keineswegs aus einer sowjetischen Fabrik stammen konnten; sie sahen eher wie eine italienische Arbeit aus. »Eine Ärztin aus Deutschland. Darf man fragen, woher?«

»Aus München. Genauer: bei München. Ein kleiner Ort an einem See.«

»Sicherlich romantisch.«

»Sehr romantisch.« Sie bewegte vorsichtig seinen Fuß, Bubrow machte leise »Oh«, sein Knie zuckte. Irene Walther ließ den Fuß sofort los. »Verstaucht. Nicht schlimm, aber schmerzhaft und langwierig. Der Knöchel wird dick werden und anlaufen. Alkoholumschläge und feste Bandagen.«

»Und Bettruhe!«

»Das wäre zu empfehlen.«

»Geht nicht, Frau Doktor! Ich bin nicht in diese paradiesische Landschaft gekommen, um im Bett zu liegen. Und jetzt schon gar nicht.« Bubrow versuchte aufzustehen. Es gelang nur mit Irenes Hilfe; sie griff ihm unter die Achsel. »Danke! Sehen Sie, ich stehe!«

»Ihr Knöchel wird Sie gleich bestrafen!«

»Ich werde *ihn* bestrafen! Wie kann er mich jetzt ärgern wollen, da ich Sie kennengelernt habe?« Er machte einen Schritt, verzog schmerzhaft sein Gesicht und stützte sich schwer auf Irenes Schulter. »Welch ein Verräter, dieser Knöchel!«

»Eine Woche Bettruhe.«

»Ich nehme den Kampf auf. Helfen Sie mir, Frau Doktor?« Bubrow hob das linke Bein etwas an und hüpfte auf der Stelle. Er schob seine blonden Haare aus der Stirn und blickte an Irene Walther vorbei in den sonnendurchfluteten Wald. »Und wenn wir dann noch Ihren Mann als Verbündeten haben ... Ist er auch Arzt?«

»Ich bin unverheiratet«, sagte Irene Walther.

»Das ist nicht wahr!«

»Erlauben Sie mal!«

»Leben Sie nur unter Blinden?«

»Bitte!« Sie lächelte schwach, aber die Abwehr war deutlich. »Ich mag solche Plattheiten nicht. Können Sie wieder auf Ihren Maulesel steigen, Herr Bultrow?«

»Bubrow. Aber sagen Sie bitte Boris, ganz einfach.«

»Warum? Ich sehe keinen Anlass.«

»Hier in Russland redet man sich mit Vornamen und Vatersnamen an. Boris Alexandrowitsch also. Aber das ist viel zu lang. Deshalb einfach Boris. Bitte!« Er sah sie mit seinen grauen Augen an, sie konnten betteln wie ein kleiner Hund. »Dann kann ich ja auch Irina sagen.«

Zwei Reiter kehrten zurück, das entthob sie einer Antwort. Es waren Angestellte der staatlichen Teeplantage Dagomys. Bubrow wechselte mit ihnen ein paar schnelle Sätze, schlenkerte das linke Bein und zeigte auf Frau Dr. Walther. Seine Erklärungen schienen überzeugend zu sein; die Reiter lachten, winkten Irene zu, wendeten ihre Pferde und galoppierten davon.

»Sie helfen uns nicht?!«, fragte Irene verwundert.

»Warum auch?«

»Ihr Knöchel!«

»Ich habe ihnen gesagt: Brüder, da steht eine Ärztin! Könnt ihr mehr als sie? In den besten Händen bin ich! Noch einen schönen Tag, Genossen! – Mit Höflichkeit erreicht man viel.«

»Das kann doch nicht wahr sein!« Irene streifte seine Hand von ihrer Schulter und ging zu ihrem Maulesel.

»Was haben Sie vor, Irina?«, fragte Bubrow.

»Ich klettere jetzt in den Sattel, sage hopp, trete dem Esel in die Weichen und hoffe, dass er den anderen nachläuft.«

»Das dürfen Sie nicht, Irina!«

»Und warum nicht, wenn ich fragen darf?«

»Sie sind Ärztin, und hier braucht ein Verletzter Ihre Hilfe! Wie können Sie da einfach weglaufen?!«

»Sie sind nicht hilflos.«

»Und wie! Ich kann mich nicht von der Stelle bewegen!«

»Vor wenigen Minuten klang das anders.«

»Sie wissen als Ärztin genau, dass sich ein Krankheitszustand in Sekundenschnelle verschlechtern kann. Und so ein verstauchter Knöchel ... oh, außer Kontrolle gerät er, außer aller Vernunft! Überraschungen erlebt man ...«

»Das kann man wohl sagen!« Sie kam zurück, packte Boris' Maulesel am Zügel und führte ihn zu ihm. »Sitzen Sie auf!«, befahl sie. »Oder erwarten Sie, dass ich Sie bis zum Teehaus trage?«

»Wo wohnen Sie in Sotschi?«, fragte Boris. Er zog sich mühsam hoch, knirschte melodramatisch mit den Zähnen



und stieß ein lautes »Puh!« aus, als er endlich im Sattel saß.

»Im Hotel ›Shemtschushina‹.«

»Vornehm, vornehm!«

»Es ist mir von Intourist zugewiesen worden«, sagte sie kühl, kletterte auf ihren Maulesel und wartete auf das, was nun geschehen würde. Wohin lief das Tier? Den anderen nach – oder zurück zur Teeplantage? »Wirklich ein schönes, modernes Hotel.«

»Ich weiß. 958 Zimmer, eigener Badestrand, Restaurant, Bar, Sauna, Tanzsaal ...«

»Und Sie?«

»Ich habe ein Zimmer im Sanatorium ›Sarja‹. Für 24 Tage.«

»Sie sind krank?« Irene musterte ihn. Er schien der gesündeste Mensch zu sein, dem sie je begegnet war.

»Das wäre übertrieben. Ich bin zur Kräftigung hier.«

»O Himmel! Sie sehen ja auch bemitleidenswert aus! Sind Sie vor Schwäche vom Esel gefallen?«

»Spotten Sie nur, Irina!« Bubrow gab seinem Tier einen Tritt. Es grunzte und trottete an Irenes Seite. Immerhin konnte er es bewegen, wie sie mit Staunen feststellte.

»Ich bin Ingenieur«, fuhr er fort. »Wasserbau-Ingenieur. Ein aufreibender Beruf. Immer im Feuchten. Und stellen Sie sich vor: Ein Wasserbau-Ingenieur wird nach Sotschi geschickt, um dort Perlbäder und Unterwasser-Massagen zu bekommen! Das ist schon fast pervers. Aber es bekommt mir.«

»Bitte, hören Sie auf!«, sagte sie grob. »Jetzt werden Sie blöd!«

Er gab Irenes Tier einen Klaps zwischen die Ohren, es setzte sich in Bewegung und trottete zum Teehaus der

Plantage zurück. Bubrows Maulesel ging Kopf an Kopf nebenher.

»Und Sie, Irina? Wie sind Sie nach Sotschi gekommen?«

»Mit einer deutschen Reisegesellschaft.«

»Warum gerade Sotschi? Ein anständiger Deutscher aus der Bundesrepublik fährt nach Mallorca, Ibiza, Torremolinos oder Teneriffa. Aber nach Sotschi, ans sowjetische Schwarze Meer? Wo man sich doch so Schreckliches von Russland erzählt: Nichts zu essen, unhöfliche Bedienung, kaputte Wasserleitungen, überall nur Improvisation ...«

»Was wollen Sie jetzt hören? Ein Loblied auf Sotschi?«

»Nicht nötig. Ich liebe mein Russland! Aber warum sind Sie hier?«

»Es hat persönliche Gründe«, sagte sie steif. »Ich wollte sein, wo ich ohne viel deutsche Laute um mich herum - na, sagen wir, ausspannen kann. Und nun ist doch einer da, der am Schwarzen Meer singt: Warum ist es am Rhein so schön ...« Sie lächelte etwas gequält. »Trotzdem waren es zwei schöne Wochen.«

»Und wie lange bleiben Sie noch?«

»Noch sieben Tage.«

»Du lieber Himmel! Nur?!« Bubrow schlug die Hände zusammen. Sein Reittier erschrak und begann zu traben. Irene's Esel tat es ihm nach. »Was müssen wir in sieben Tagen noch alles tun!«

»Sie liegen mit Ihrem Knöchel im Bett.«

»Ich habe einen besseren Vorschlag: Wir essen heute Abend im Restaurant ›Magnolia‹.«

»Unmöglich, Boris.«

»Danke.«

»Wofür danke?«

»Sie haben endlich Boris gesagt, Irina.«

»Ich werde mich bemühen, solche Entgleisungen zu vermeiden.«

»Warum sind Sie so streng zu mir, Irina?«

»Ich bin nach Sotschi gekommen, um allein zu sein.«

»Aber ich bin ein Patient. Sie müssen sich um mich kümmern.«

»In Sotschi gibt es hundert Ärzte.«

»Zu keinem habe ich Vertrauen. Sie wissen doch, wie ausschlaggebend für den Heilungsvorgang die psychologische Bereitschaft des Kranken ist. Mein Knöchel heilt nur, wenn Sie ihn behandeln. Schließlich kenne ich meinen Knöchel seit 35 Jahren. Ein eigenwilliger Knöchel!«

»Wir werden sehen«, sagte sie und hielt sich fest. Die Maulesel witterten den Stall und begannen einen leichten Galopp. »Ich glaube nicht, dass Sie fähig sind, ins ›Magnolia‹ zu kommen.«

»Aber Sie werden da sein?«

»Ja.«

»Ich bin der glücklichste Mensch!«, rief Bubrow und reckte die Arme zum Himmel.

Während der Rückfahrt nach Sotschi saßen sie im Bus nebeneinander. Der Dicke, er kam aus Oberhausen, erzählte Witze aus dem Ruhrpott. Die Deutschen bogen sich vor Lachen. Wer sonst noch im Bus war, grinste allenfalls verlegen.

»Ich bin zweisprachig aufgewachsen«, sagte Boris Alexandrowitsch. »Russisch und deutsch. Meine Großmutter, von der Mutter her, kam aus Schwaben. Die unvergessene Irina. Ich liebe Deutschland, auch wenn ich es nie gesehen habe. Neunmal habe ich einen Reiseantrag gestellt - immer abgelehnt. Man sagt, ich wisse zu viel über

die Planungen der sowjetischen Wasserwirtschaft. Das ist Dummheit, denn wo wir Staudämme bauen, weiß die ganze Welt. Auch, wo wir Flüsse regulieren. Ich möchte gern Ihr Land sehen, Irina. Es muss schön sein.«

»Das ist es. Aber es hat kein Sotschi.«

»Aber es hat einen bayerischen See, an dem Sie wohnen.«

»Von diesem See hatten Sie bis heute keine Ahnung.« Ihre Stimme klang spröde, abwehrend. Bubrow sah sie von der Seite an und bewunderte ihr Profil, die rötlichbraunen Haare, die bis auf die Schultern fielen, die Linien ihres Körpers. Dann blickte er weg und nickte.

»Das stimmt. Aber nun ist Deutschland für mich noch mehr als bisher ein Land der Sehnsucht.«

In Sotschi stieg er an der Haltestelle des Hotels »Intourist« aus, um einen Bus zum Sanatorium »Sarja« zu nehmen. Ganz vorsichtig trat er mit dem linken Bein auf, man sah, dass es ihm große Schmerzen bereitete, aber sein Lächeln blieb. Er gab sich sehr tapfer.

»Sie kommen heute ins ›Magnolia‹?«, fragte er und hielt Irenes Hand fest.

»Meine Versprechungen halte ich, Boris.«

»Ich werde meinen Fuß in einen Eiskübel stecken.«

»Wahrscheinlicher ist, dass die Ärzte im Sanatorium Sie gar nicht hinauslassen.«

»Da kennen Sie Bubrow nicht! Ich werde mich aus dem Fenster abseilen.«

Er winkte ihr nach, als der Bus weiterfuhr, der Wind riss an seinen blonden Haaren und beulte seine Hosenbeine aus.

Ein netter Kerl, dachte Irene Walther. So ganz anders, als wir uns im Westen einen Russen vorstellen. Wie schief

sind oft die Bilder, mit denen wir leben und an deren Wahrheit wir glauben.

Sie lehnte sich zurück, vernahm nur wie eine ferne Geräuschkulisse die Witze des Dicken und schloss die Augen, um sich noch mehr vor ihrer Umwelt abzuriegeln.

Und plötzlich erschrak sie. Allein mit sich, war sie nicht mehr allein ... Boris Alexandrowitsch Bubrow war um sie, sein Lachen, seine grauen Augen, die wehenden blonden Haare, sein jugendhaftes Benehmen. Ein Mensch, der ungebeten in ihre gewollte Einsamkeit getreten war.

Um ihn zu verjagen, öffnete sie wieder die Augen und blickte hinaus auf die von wellenbrechenden Buhnen geschützte Küste, auf den leuchtenden Strand mit seinen Liegestühlen und bunten Sonnenschirmen, auf die Palmenhaine und die durch das tiefblaue Wasser gleitenden weißen Boote. Es war eine zauberhafte Landschaft, gegen raue Winde durch das Massiv des Westkavkasus geschützt, ein einziger blühender Garten, der sich allein im Gebiet von Sotschi über 145 km an der Schwarzmeerküste entlangzieht. Ein reiches, schönes Land mit freundlichen, fröhlichen Menschen, die sich nicht allzu gern Russen nennen lassen; sie wollen Kaukasier sein.

Nachdem der Bus den Dicken aus Oberhausen vor einem Hotel ausgeladen hatte, kehrte er zum Hotel »Shemtschushina« zurück. An der riesigen, mit Marmor verkleideten Eingangshalle überreichte ihr der Portier einen Brief. Irene Walther zerriss ihn, nach einem Blick auf den Absender, ungelesen und warf ihn in einen Abfallkorb. Der Portier lächelte höflich, gab ihr den Zimmerschlüssel und sagte in hartem Deutsch: »Hat Ihnen gefallen Teeplantage?«

»Sehr schön. Danke.« Sie nahm den Schlüssel und fuhr mit dem Lift in das elfte Stockwerk zu ihrem Zimmer. Sie

legte sich auf dem Balkon in den Liegestuhl, warf den Kopf weit zurück und starrte in den bleichblauen Himmel.

Ich gehe nicht ins »Magnolia«, sagte sie zu sich. Nein! Ich gehe nicht hin. Ich will nicht mehr. Ein gebranntes Kind läuft vor dem Feuer davon. Was soll ein Bubrow in meinen Gedanken? Ich bin hierhergekommen, um zu vergessen, nicht um einen Hanns gegen einen Boris einzutauschen.

Hanns Heroldt. Der Brief war von ihm. Woher wusste er, dass sie in Sotschi war? Viel zu weit weg, um noch einmal miteinander zu sprechen, auch telefonisch nicht.

Sie blickte über das in der Sonne blinkende Meer und genoss die Ruhe, die sie bei diesem Anblick überkam. Wo Himmel und Meer zusammenstießen, flimmerte eine goldene Linie.

Sein Lachen ist wohltuend, dachte sie. Er ist völlig anders als Hanns. Unkompliziert und offen, man hört und sieht sein Herz. Man blickt in seine Augen und weiß, was Ehrlichkeit ist.

Boris Alexandrowitsch Bubrow ... Auch Himmel und Meer verjagten ihn nicht mehr.

Sie sprang auf, ging ins Zimmer und stellte sich vor den Spiegel. Sie betrachtete sich lange. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Du dumme Gans!«, sagte sie laut. »Diese sieben Tage gehen auch vorbei. Halt den Kopf hoch; Boris ist auch nur ein Mann!«

Am Abend saß sie im feudalen Restaurant des »Magnolia«, trug ein ausgeschnittenes Cocktailkleid, dazu eine Halskette mit einer griechischen Gemme und wartete auf Bubrow. Sie hatte Herzklopfen wie ein unerfahrenes Mädchen.

Erstaunlicherweise benahm sich Boris Alexandrowitsch ganz anders, als Irene Walther es erwartet hatte.

Mit einem dicken Verband, der einem verunglückten Skiläufer gut angestanden hätte, humpelte er in den großen Speisesaal, stützte sich auf einen schwarzen Stock mit Elfenbeinkrücke und sagte zum Kellner, der ihn stützen wollte, mit ernster Miene: »Genosse, kein Mitleid! Ich bin nicht im Kampf verwundet worden, sondern nur von einem Esel gefallen!«

Er stakste zu Irenes Tisch, küsste ihr die Hand, was auch im sozialistischen Staat kein Aufsehen erregte, und setzte sich. Er trug einen dunkelgrauen Anzug aus englischem Tuch, eine moderne Krawatte von Yves St. Laurent und ein beiges Seidenhemd. Nichts unterschied ihn von einem westlichen Kapitalisten, der auf der Veranda des »Hotel Paris« in Monte Carlo Platz nimmt.

»Sie hatten recht, Irina«, sagte er und seufzte.

»Womit?« Ihr Lächeln war ehrlich. Sein Erscheinen, sein Benehmen empfand sie als wohltuend.

»Mit den Ärzten. Sie wollten mich ans Bett fesseln. Aber ich habe den Wachhabenden bestechen können. Und so bin ich hier.«

»Ich bin nicht zu bestechen«, sagte sie und lachte. »Was essen wir?«

»Fangen wir mit einer Fischsuppe aus frisch gefangenen Barben an. Darauf Schaschlik, den können sie hier fabelhaft zubereiten. Dazu Kompott aus Walderdbeeren, Sauerkirschen und Pflaumen. Zum Dessert das berühmte russische Eis. Und was trinken wir? Natürlich nur den wunderbaren kaukasischen Landwein, rot und funkelnd, als sei in jedem Glas ein Stückchen Sonnenstrahl. Einverstanden?«

»Mit allem.«

»Das ist ein Wort!«

»Es bezog sich nur auf die Speisenfolge.«



Der Abend ging ziemlich still vorüber. Bubrow benahm sich korrekt, erzählte von seinem Elternhaus, vom Vater, der schwer verwundet aus dem Krieg gekommen war, von beiden Schwestern, die sich gute und wohlhabende Männer gesucht hatten, von seiner Mutter, die vor drei Jahren an einem Herzkrampf gestorben war. Und er erzählte von sich selbst, von seiner Arbeit an neuen Staudammprojekten und dem großen Plan, durch Umleitung von Flüssen die schwer zu kultivierenden Trockengebiete von Kasakstan in fruchtbare Gärten zu verwandeln.

Irene hörte erstaunt und geduldig zu. Sie war fast ein wenig enttäuscht. Nicht der charmante, ihre Weiblichkeit attackierende Bubrow war gekommen, sondern ein kluger, erfolgreicher Ingenieur, der mit berechtigtem Stolz von sich und seinen Plänen erzählte. Es bedurfte durchaus keiner spielerischen Abwehr eines allzu heftigen Flirts, auf die sie sich vorbereitet hatte - sie brauchte ihm nur zuzuhören und seine Tüchtigkeit zu bewundern.

»Und Sie?«, fragte Boris Alexandrowitsch, als er über sich nichts mehr zu erzählen wusste, »wie leben Sie, Irina?«

»Allein.«

»Das ist ein Rätsel, das ich nicht begreife. Sie haben als Ärztin doch die Möglichkeit ...«

»Ich praktiziere ja nicht mehr.«

»Was tun Sie dann?«

»Ich arbeite in der Forschung.«

»Für einen Pharmazie-Konzern?«

»So ähnlich.«

»Ich verstehe. Sie impfen Kaninchen, Meerschweinchen und Mäuse und beobachten die armen Tiere, wie sie durch ihre Krankheiten oder auch durch die Medikamente eingehen. Ich könnte so etwas nicht. Ich bin ein Tiernarr,

Irina. Ich könnte auch nie Jäger werden. Wie bringen Sie es fertig, mit diesen schönen Händen einem weißen, blauäugigen Kaninchen ...«

»Ich experimentiere nicht mit Tieren!«, unterbrach sie ihn barsch, als wolle sie um jeden Preis verhindern, dass er eine ungünstige Meinung über sie bekam. »Ich habe ein Spezialgebiet.«

»Ach ja?« Bubrow sah sie aus seinen grauen Augen fröhlich an. »Lassen Sie mich raten, Irina! – Krebs! Sie sind in der Krebsforschung!«

»Nein.«

»Die Nerven! Multiple Sklerose?«

»Auch nicht.«

»Teufel noch mal! Sind Sie Genetiker?«

»Nein.«

»Was bleibt denn da noch übrig?« Bubrow klopfte mit dem Stock gegen seinen dicken Beinverband. »Die verdammten kleinen Biester, die Mikroben, Bakterien und Viren. Ist es das? Bakteriologie?«

»Verwandt.« Irene Walther winkte ab und hob ihr Weinglas. »Ist das so wichtig? Trinken wir auf diesen schönen Abend, Boris.«

»Trinken wir! Aber ich möchte noch mehr von Ihnen wissen, Irina. Viel. Alles!«

»Warum?« Sie nahm einen langen Schluck und sah Boris über den Glasrand an. Er ist nett, dachte sie. Im Moment allerdings ein bisschen hölzern und gehemmt, ich weiß nicht, weshalb. Aber ich freue mich auf die sieben Tage, die ich noch in Sotschi bleiben kann, nachdem vierzehn Tage vergangen sind, als sei ich ein kranker Hund, der sich in eine Ecke verkriecht.

»Warum?«, wiederholte er. »Wann haben Sie zum letzten Mal in einen Spiegel geblickt?«

»Vor einer Stunde.«

»Und Ihnen ist dabei nichts aufgefallen?«

»Nichts Aufregendes. Ich bin eine Frau.«

»Wenn das nicht genügt, die Welt aus den Angeln zu heben, habe ich den alten Archimedes falsch verstanden.«  
Bubrow beugte sich vor. »Sie haben Kummer?«

Sie erschrak wie unter einem Schlag und zog die Lippen zusammen.

»Nein! Sehe ich so aus?«

»Ja.«

»Dummheit! Ich hatte eine Woche Mühe mit der Klimaumstellung, die zweite Woche habe ich mir Sotschi von allen Seiten angesehen, jetzt, in der dritten Woche wollte ich mich etwas amüsieren. Und da kommt jemand und fällt von einem Maulesel. Das ist alles.«

»Und was bedrückt Sie?«

»Nichts.«

»Sie haben kein Talent zum Lügen, Irina. Man braucht nur in Ihre Augen zu blicken – was die Lippen sagen, ist dann völlig unwichtig.«

»Ich werde ab sofort eine dunkle Brille tragen.«

»Und was wollen Sie dahinter verbergen? Oh, ich bin ein hartnäckiger Bursche! Ich habe kein Recht, Sie so zu fragen – trotzdem tue ich's. Für mich sind Sie nicht ein Mensch, den ich erst seit sieben Stunden kenne: mir ist, als hätte es Sie in meinem Leben schon immer gegeben. Irina, sind Sie enttäuscht worden?«

»Lassen wir das«, sagte sie. »Wollen wir nicht im Park spazieren gehen?«

»Mit diesem Knöchel?«

»Ich könnte Sie stützen.«

»Versuchen wir es.«

Sie verließen den prunkvollen Speisesaal des »Magnolia«. Auf ihre Schulter gestützt, mit der anderen Hand auf seinen Stock, humpelte er in den von bunten Laternen erleuchteten Park. Schon bald setzten sie sich auf eine Bank inmitten einer Gruppe von Hibiskusbüschen mit riesigen roten Blüten. »Die ganze Nacht werde ich Alkoholumschläge machen«, sagte Bubrow. »Und morgen machen wir eine Bootstour, die ganze Sotschiküste entlang. Von Dagomys bis zum Staatsgut ›Jushnyje Kultury«. Ich werde ein Motorboot mieten.«

»Kann man das denn so einfach?«

»Ja, leben wir denn unter Steinzeitmenschen?«, sagte Bubrow fast beleidigt. »Diese westliche Arroganz! Oh, Irina, ich werde Ihnen in diesen sieben Tagen noch viel von meinem Land zeigen müssen.«

Für die Rückfahrt zum Sanatorium »Sarja« nahm Bubrow ein Taxi. Wieder küsste er Irene Walther die Hand und winkte ihr beim Abfahren durch das Fenster zu. Sie schaute dem Wagen nach, bis die Rücklichter in einer Allee verschwanden. Dann ging sie durch die stille, von Blütenduft erfüllte Nacht zu ihrem Hotel »Shemtschushina«, blieb manchmal vor Palmen und Blumenrabatten stehen und starrte nachdenklich in die Dunkelheit.

Kennen wir uns wirklich erst seit neun Stunden?, dachte sie. Was ist an ihm dran, dass du dauernd an ihn denkst? Drei Jahre älter ist er als du, sehr klug, höflich, wenn auch manchmal sehr direkt. Er hat graue Augen - das ist dir neu. Und blonde Haare, was gar nicht deinem Typ entspricht. Nie hast du dich für blonde Männer interessiert, auch Hanns Heroldt hat ja diesen südländischen Charme, obgleich er aus Senderheide bei Lüneburg stammt. Und

nun taucht da ein Boris Alexandrowitsch Bubrow auf. Ein Russe! Ausgerechnet ein Russe!

Ob die Luft hier am Schwarzen Meer so verrückt macht?

Sie blieb am Privatstrand ihres Hotels stehen. Wohin sie blickte, sah sie Liebespaare, eng umschlungen: an den Bühnen, am Steg, von dem aus man ins tiefe Wasser springen konnte, an den Kolonnaden der Umkleidekabinen und des Strandcafés. Überall. Überall Liebe.

Sie ging zurück in den Schatten des Bootshauses, wo die Tretboote aufbewahrt wurden, und setzte sich auf eine hölzerne Liege.

Noch sieben Tage, dann war sie wieder in München. Braungebrannt, blendend erholt, wie die Kollegen sagen würden. Aber das täuschte. Heroldts Brief, den sie ungelesen zerrissen hatte, bewies ihr, dass dieser Lebensabschnitt noch nicht beendet war.

Hanns Heroldt, der Arzneimittelvertreter mit dem Lebensstil eines Konzern-Erben. Der Charmeur mit dem 12-Zylinder-Jaguar, der Motorjacht im Hafen von San Remo und dem Liebeshaus bei Rottach, in das sie eingezogen war, ohne zu wissen, dass sie die Nummer 37 war. Bis Heroldt ein Regiefehler unterlief: die Nummer 38 wartete bereits im Haus auf ihn, als Irene Walther zum Wochenende vorfuhr.

Da hatte sie begriffen, was es heißt: Eine Welt bricht zusammen. Die Trümmer hatten sie begraben.

Drei Jahre ihres Lebens waren damit sinnlos geworden und mussten gestrichen werden. Zwar beteuerte Hanns Heroldt, dass alles nur ein Irrtum sei, und baute, wie immer, einen Wall von Lügen auf, aber nun endlich erkannte sie doch, dass sie mit ihrer Gutgläubigkeit schon immer betrogen worden war.

Allein bleiben, hatte sie gedacht. Von jetzt ab nur allein bleiben. Man kann gut leben ohne feste Bindung. Da ist der Beruf, der, nimmt man ihn ernst genug, zu einer fast erotischen Erfüllung werden kann, da sind die kleinen Freuden am Rand, die nicht belasten, da ist vor allem die absolute Freiheit, stets das tun zu können, was einem Freude bereitet. Die Welt steht offen, und wenn ein Mann kommt und dumm daherredet, dann kann man stolz antworten: »Sie sind ein Mann - und damit für mich die überflüssigste Sache der Welt!«

Darauf hatte sie sich fixiert, als sie nach Sotschi geflogen war, und viermal hatte sie in ähnlicher Form die Annäherung von Männern abgeschmettert, bis sich im Hotel herumgesprachen hatte, dass sie eine dumme Zicke sei. Eine bornierte Ärztin mit Akademikerfimmel. Und es war selbstverständlich, dass sie im Speisesaal allein an einem kleinen runden Tisch an der Wand saß, wie umgeben von einer Glaswand. Das wollte sie, und das gefiel ihr.

Doch nun gab es plötzlich diesen Boris Alexandrowitsch Bubrow.

Sieben Tage können verfliegen wie sieben Atemzüge. Die Stunden gleiten ineinander, schwimmen zur Zeitlosigkeit, wenn man glücklich ist.

Bubrow erschien am nächsten Tag im Hotel »Shemtschushina«. Er humpelte kaum noch. Auch der eindrucksvolle dicke Verband war einer den Knöchel stützenden Gummimanschette gewichen. Den Stock benutzte er noch, aber er schwenkte ihn übermütig, als Irene aus dem Lift kam. Heute trug er weiße Leinenhosen, ein blau-weiß gestreiftes Hemd und auf dem Kopf eine Art Kapitänsmütze. Man wollte ja eine Bootsfahrt machen.

»Das Schiff liegt bereit!«, rief er und hakte sich bei Irene unter. »Es heißt ›Mjetsch‹. Das Schwert! Und wie mit

einem Schwert werden wir nun das Schwarze Meer zerteilen! Außerdem habe ich eine Überraschung an Bord.«

»Einen Eiskübel mit Krimsekt.« Irene lächelte spöttisch. »Wie erschreckend sich doch alle Männer in gewissen Situationen gleichen!«

»Irina, Sie beleidigen mich! Ich habe meine Bajan mitgebracht!«

»Eine Verwandte?«

»Ein Musikinstrument. Eine Knopfharmonika. Ich bin ein miserabler Spieler, aber manchmal kann man die Melodie doch erkennen. Und auf See hört mich keiner, da kann ich endlich singen, weil ich so glücklich bin.«

Und wieder dachte Irene: Es hat doch keinen Sinn! Wehre dich dagegen! Sag ihm eine Grobheit und lass ihn stehen. Du bist noch wund vom letzten Schlag - und willst dir eine neue Wunde zufügen?! Ein Russe! Eine Verrücktheit ist das!

Am frühen Mittag kreuzten sie mit dem Motorboot vor der Küste von Adler mit seinem imposanten neuen Hotel, dem »Gorizont«, und seiner aus großen bunten Mosaiksteinen gestalteten Badebucht. Boris Alexandrowitsch legte seine Bajan zur Seite und sah Irene stumm an. Bis jetzt hatte er gespielt und gesungen, während Irene am Steuerrad saß und das Boot auf Kurs längs der Küste hielt.

»Sie sind ein Lügner!«, sagte sie und wich seinem Blick aus. »Sie spielen und singen vorzüglich.«

Bubrow schwieg, kam zu ihr an den Steuerstand, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küsste sie. Zuerst machte sie sich steif, aber dann gab sie den Widerstand auf und atmete tief. Ihre Hände krampften sich um das Steuerrad.



»Jetzt kannst du mich über Bord werfen«, sagte Bubrow, als er ihren Kopf freigab.

»Ich nehme an, du bist auch ein fabelhafter Schwimmer«, sagte sie und schluckte mehrmals. »Boris, wir sind verrückt!«

»Warum sollen wir die einzigen Vernünftigen sein?«

»Noch sechs Tage. Und dann?«

»Ich hoffe, unsere Erde besteht noch länger als sechs Tage, Irina.«

»Boris!« Sie stellte den Motor ab, das Boot glitt noch ein paar Meter weiter und dümpelte dann im spiegelglatten Wasser. »Wir sind zwei längst erwachsene und nicht gerade dumme Menschen. Wir sind uns begegnet, und in sechs Tagen trennen wir uns wieder. Warum sollen wir aus Sotschi eine solche seelische Belastung mitnehmen? Lass uns Freunde sein!«

»Ich liebe dich.« Bubrow fuhr mit den gespreizten Fingern durch sein blondes Haar. Sie wusste nun bereits, dass er das immer tat, wenn ihn etwas sehr erregte oder auch nur beschäftigte. »Ganz altmodisch, Irina: Ich liebe dich!«

»Wir haben doch keine Zukunft, Boris!« Sie kam zu ihm auf die breite Backbord-Bank und setzte sich neben ihn. Er legte den Arm um ihre Schulter, zog sie an sich und küsste ihre Schläfe und die Stirn. »Du wirst nie aus Russland herauskommen, das hast du selbst gesagt.«

»Es gibt auch einen anderen Weg: Du kommst nach Russland hinein.«

»Das eine ist so unmöglich wie das andere.«

»Ich werde unsere Behörden betrommeln, bis sie weich sind.«

»Das ist es nicht, Boris. Mein Beruf ...«